

Claus Pias

Die Herrschaft der Sozialmaschine

Kurzschluß als Methode: Wie Chile einst zum kybernetischen Staat umgewandelt und seine Wirtschaft von einem einzigen Computer regiert werden sollte

Stafford Beer, der Held dieser ebenso denkwürdigen wie vergessenen Geschichte, war eine Figur „larger than life“, eine Mischung von sozialistischem Dandy und schwärmerischem Ingenieur. 1926 als Sohn eines britischen Statistikers geboren, stieg er nach dem Studium der Psychologie und Philosophie zu einem der gefragtesten Managementberater auf. Beer rationalisierte Stahl-, Werft- und Eisenbahnbetriebe auf mehreren Kontinenten, leitete das weltgrößte zivile Operations-Research Center, entwickelte die ersten elektronischen Satzsysteme und den ersten vernetzten Datendienst für Börsenmakler, malte nebenbei in Öl und dichtete unsterbliche Zeilen wie das „Lied von der Kosten-Nutzen-Rechnung“. Im Grenzland zwischen Science-fiction und Science-fact bewegte sich auch die Visionen, die er in seinem berühmten Buch „Kybernetik und Management“ 1959 entfaltete und an denen sich ablesen läßt, was diese glorreiche Zeit der Kybernetik einmal geträumt hat.

Erstens nämlich, daß uns bald schon „Intelligenzverstärker“ mit einem Intelligenzquotienten von einer Million bevorzugen, die allein noch in der Lage sein würden, die Probleme der Welt zu lösen. Und zweitens, daß große Unternehmen wie Organismen sind, deren Nervensystem die Kommunikation und deren Gehirn das Management ist. Dort sollten die neuen Elektronengehirne zu Mutationsberatern und Selektionsverstärkern im wirtschaftlichen Überlebenskampf evolutionieren und für das Unternehmen die „unerschöpfliche Unbestimmtheit seiner Geschichte“ rechnend ergreifen.

Gut zehn Jahre später rief eine solche Unbestimmtheit Stafford Beer an das andere Ende der Welt, genauer: nach Chile. Dort war Salvador Allende 1970 Präsident geworden und die Lage des Landes mehr als kritisch. Es war Fernando Flores, selbst Kybernetiker und späterer Wirtschaftsminister, der in der politisch-ökonomischen Instabilität Chiles das ideale Einsatzgebiet der neuen kybernetischen Epistemologie ausmachte und Stafford Beer im Sommer 1971 nach Santiago einlud. Schnell war man sich einig, daß ein „friedlicher Weg zum Sozialismus“ nur in der Steuerung der Volkswirtschaft durch elektronische Medien zu finden sei, und verfaßte das Papier mit dem Titel „Cybernetic Notes on the Effective Organization of the State“. Ausgerechnet in jenem historischen Moment also, in dem die westlichen Technologien langsam aufhörten, die kybernetische Poesie zu skandieren und statt dessen schon die sehr viel prosaischere Informatik gegründet hatten, sollte die Kybernetik in Chile als Realfiktion eingeführt werden.

In dieser Wendung war die Kybernetik nach vielen technischen Details und luftigen Träumen zugleich zu ihrer eigenen Geschichte zurückgekehrt, die als Politik begann. Denn über Plato und Aristoteles bis Hippolyt und Thomas von Aquin ist die kybernetische, steuernde Tätigkeit als politische, als gute Regierung des guten Regenten, in die Neuzeit gekommen. Und als solche trat sie noch bei dem Elektrophysiker André Marie Ampère im neunzehnten Jahrhundert auf, zuständig für ein Feld, das eine Gesamtheit von Regierungsaufgaben versammelt und dem Staat die Funktion eines allgemeinen Regulators zuweist. Dabei zielt Ampères Kybernetik nicht nur auf eine umfangreiche Erhebung des Wissens, mit dem sich der Staat als Datenbank für die Besonderheiten eines Landes, seiner Bevölkerung und der Relationen von Menschen und Dingen definiert. Sie sollte darüber hinaus eine Interventionsform sein, mit der man durch Formen indirekten Regierens

Störungen beseitigt und Verbesserungen verfolgt. Das Maß dieser Lenkung ist durch die Stellgröße eines Wohlstands gegeben, an dem sich die allgemeinen Verhaltensregeln des Staates orientieren. Behördliche, „polizeyliche“ Aufmerksamkeit verbindet sich also mit der Idee einer kontinuierlichen Steuerung und diese wiederum mit einem Kurs, der sich auf die Einhaltung eines individuellen und zugleich allgemeinen Wohls verpflichtet.

All dies gilt auch noch für die chilenische Regierungsinstitution Stafford Beers – allerdings auf dem medientechnischen Niveau von 1971 und unter Revolutionsbedingungen. Das heißt vor allem, daß Zeit zu einer entscheidenden Größe wird. Papierbasierte Erhebungs- und Ver-

immer wieder aufgefangen und ausbalanciert wird. Damit überwinde man, so stellte es sich Beer vor, die Dogmen von Zentralisierung und Dezentralisierung, die Doktrinen von freier Marktwirtschaft und Planwirtschaft und die Expertisen von Bürokratie und Vetterwirtschaft.

Die elektronische Revolution wird somit zum Menetekel für die Zukunft der Revolutionen, zur letzten Revolution, die nicht bei politischen Begriffen, sondern bei der Infrastruktur beginnt. Über requirierte Telex- und Funkverbindungen von Arica bis Puerto Mont entstand ein sogenanntes Cybernet, dessen Datenkanäle sich von einem Computersystem namens „Cybersyn“ aus sternförmig in die Fabriken und Betriebe des Landes erstreck-

ten. So lief jenes Wissen, in dem sich nach Ampère die Selbsterkenntnis des Staates manifestiert, stets aktuell in den Zentralrechner in Santiago, der ausgerechnet in den verlassenen Räumen der „Reader's Digest“-Redaktion aufgestellt war. Solche Technologien des „polling“ waren bereits bestens in den monumentalen Frühwarnsystemen der Vereinigten Staaten erprobt, die die Radarsensoren an den Küsten mit den Großrechnern im Hinterland verbanden. Deren Kontrollräume heißen üblicherweise Operations-Rooms – oder kurz: Opsrooms –, und genau so sollte auch Stafford Beer seinen kybernetischen Regierungsraum nennen.

Es ist eine merkwürdige Ausstrahlung, die dieser neue von Gui Bonsiepe gestaltete Opsroom hat. Er ist menschenleer, und obwohl er eine gewisse Verlassenheit ausstrahlt, scheint doch alles wie vorbereitet für eine mythische Hochzeit von Mensch und Maschine. Das Ambiente ist eine Mischung aus Büro und Raumschiff, Lounge und Maschinenraum, und es besitzt eine gewisse Traumdicke. Nirgendwo hängt eine rote Fahne, und auch sonst sind keine politischen Insignien auszumachen. Es herrscht eine Abwesenheit des Symbolischen, die selbst symbolisch scheint. Wenn die Kybernetik ein Versöh-

abgesprengt in die einsamen Weiten des Weltalls vorstellen.

Die Gestaltung des Opsroom hatte mehrere Aufgaben zu lösen. Zum einen mußte die Menge ununterbrochen erhobenen Wissens auf „menschliche Proportionen“ geschrumpft werden. Für Benutzeraugen braucht es eine Funktion, die erlaubt, notfalls alles zu wissen, was der Rechner weiß, aber meistens das meiste zu vergessen. Die neue Computerpolitik forderte also eine forcierte Gestaltung von Nichtwissen, um überhaupt arbeitsfähig zu sein. Dann galt es, Schnittstellen für Nutzer zu entwerfen, die „intuitiv“ begriffen werden können. „Wenn Partizipation irgendeinen Sinn haben soll“, so schreibt Stafford Beer, „dann darf niemand ausgeschlossen werden, weil er den Jargon, die Bilder oder die hochgestochenen Rituale nicht beherrscht. Die Arbeiter selbst müssen unbeschränkten Zugang zu allem haben.“ Drittens ist „Papier von diesem Ort verbannt“. Der Opsroom soll eine Entscheidungsmaschine sein, in der Menschen und Maschine in einer „symbiotischen Beziehung“ stehen, um ihre unterschiedlichen Kräfte zu verstärken und in einer neuen Synergie erweiterter Intelligenz zu vereinen.

Und dazu brauchen sie Informationen. Vier Bildschirme (siehe unsere Abbil-

dung) bildeten die Datenbank des Systems, die trotz der Anmutung von Terminals noch mit versteckten Diaprojektoren gebaut ist und die über Knöpfe in den Armlehnen der Sessel fernbedient wird. Das Diagramm links der Mitte stellt eine rekursive Verschachtelung von Systemen und Subsystemen dar, durch die jede Stelle und Ebene der Wirtschaft beobachtet werden kann. Stellt der Rechner in einem Subsystem – etwa einer Fabrik – Probleme fest, blinkt eine Warnlampe und wird, mit angemessener Verzögerung, automatisch die nächsthöhere Ebene – etwa der Mutterkonzern – informiert. Dieses „Schmerzsignal“ (Beer), das Autonomiebrüche herbeiführen kann, ist das produktive Zentrum der computerisierten Regelung. So ist es kein Zufall, daß die ihm zugrundeliegenden Daten mathematisch wie Börsenindizes verrechnet und daß diese wiederum mit Verfahren aus dem Bereich der Frühwarnsysteme verfolgt werden. Die beiden Bildschirme links außen sollten eine, allerdings nie fertiggestellte interaktive Umgebung bieten, in der Veränderungen im System der Produktionsprozesse, Transportwege, Preise und so weiter vorgenommen und mit tatsächlichen Daten simuliert werden können, um allzu häufige Schmerzen am Staatskörper zu vermeiden. Die Balkendiagramme in der Mitte visualisieren zuletzt Beers leibnizianische Unterscheidung von Potentialität und Aktualität – also dem, was ein System gerade leistet und dem, was es leisten könnte. Treffenderweise ist dabei „potentiality“ mit „futuro“ übersetzt. Während bei Leibniz noch die wirkliche Welt mit dem besten zusammenfiel, entrickt sie mit dem Einsatz elektronischer Medien in die Zukunft und wird zugleich greifbar nahe. Sie wird zum Ziel, das „man“ – das heißt der regierende Computer – „on the fly“, während der Operation im Blick hält.

Drehen am Zufriedenheitsknopf

Aber es gehört zu Beers sozialutopischem Konzept, daß die Regierten nicht nur Spielfiguren sind, sondern selbst zu Mitspielern werden. Wenn die „Revolution der Regierung“ bei jedem einzelnen beginnen soll, bedarf auch dies einer medientechnischen Infrastruktur, die mit den Mitteln von 1970 vorwegnehmen sollte, was heute von „e-government“ bis Talentwettbewerb wieder Konjunktur hat. Im Zusammenspiel von Volk, Fernsehen und Regierung eröffnet sich das, was Beer selbst „Psycho-Kybernetik“ nennt. Und auch hier geht es um Zeit und Kommunikation. Einerseits sind die hergebrachten Verfahren von parlamentarischer Repräsentation, von Bürokratie und Wahlperioden viel zu langsam für das kybernetische Zeitalter, andererseits haben die klassischen Massenmedien wie Zeitung, Radio und Fernsehen keinen Rückkanal für ein Feedback-Signal. Trägheit und „falscher Dialog“ behindern die Balance des Staates und führen zu Demonstrationen, zu Agitation, Gewalt und Revolte.

Beers Vorschlag, der sich auf Brecht berufen könnte, aber von der Demoskopie Paul Lazarsfelds herkommt, verwandelt Verantwortung zu Antwort in Echtzeit. Noch während die Leute den Parlamentsreden am heimischen Fernseher folgen, drehen sie an einem Zufriedenheitsknopf – beschriftet mit „happy“/„unhappy“. Über das Telefonnetz werden die Spannungen übertragen, gemittelt und sofort als Balkendiagramm auf dem Monitor des Redners eingeblendet. Ein Kreisschluß beginnt: Der Politiker weiß, daß die Leute wissen, daß er weiß. Und die Leute wissen, daß der Politiker weiß, daß die Leute wissen, daß er weiß... Gute Politik ist die, die dem Volk ein gutes Gefühl gibt – ein Gefühl im grünen Bereich, falls es

schon Farbfernseher hat. Regieren und „instant market research“ fallen in dieser neuen Öffentlichkeit schlicht zusammen. Die glückliche Bevölkerung ist ein glücklicher Kunde. Eine solche Struktur organisiert, so Beers Fazit, ganz neue Verhältnisse von individuellem und Ganzem, von individueller und kollektiver Entscheidung, von Freiheit und Funktionieren.

Die Echtzeit der elektronischen Medien, die dieses neue Feld der psycho-kybernetischen Regierung von Gesellschaft markiert, läßt damit so etwas wie „Staatlichkeit“ brüchig werden. Sie führt eine Entgrenzung des Politischen herauf – eine extensive, wellenförmige Registratur des Gegenüber und einen Willen zum Wissen, der kein Gebiet ausläßt und keinen Haltepunkt des Interesses kennt. Das „Okkasionelle“ (Carl Schmitt) wird zum Zentrum des Politischen. Unnötig zu betonen, daß die Diagramme des Glücks live in den Opsroom übertragen werden sollten und daß solche Feedbackschleifen auch in Fabriken installiert werden sollten, damit die Arbeiter sich selbst, die Chefs die Arbeiter, die Arbeiter die Chefs und die Chefs die Arbeiter beobachten können. Dieses Spiegelkabinett der Beobachtungen, diese ununterbrochene Beziehungsbewirtschaftung, die andernorts aber zur gleichen Zeit „Kontrollgesellschaft“ (Gilles Deleuze) genannt wurde, war für den Eudämonisten Beer ein Glückversprechen. Freiheit, so Beer, ist keine normative Frage, sondern „eine berechenbare Funktion von Effektivität... Die Wissenschaft der effektiven Organisation, die wir Kybernetik nennen, reicht dem Recht der freien Wahl, das wir Politik nennen, die Hand.“

Obwohl der Opsroom noch von Salvador Allende eingeweiht werden konnte, fand die „Unbestimmtheit der Geschichte“ bekanntlich ein Ende, das nicht frei, sondern blutig, nicht autopoietisch, sondern militärisch, nicht kybernetisch, sondern hierarchisch war. Stafford Beer verzichtete 1974 auf materiellen Besitz und lebte ein Jahrzehnt lang als Eremit in einer steinernen Hütte in Mid-Wales.

In Heiner Müllers Stück „Der Auftrag“, das vom scheiternden Export einer anderen Revolution handelt, entweicht einer namenlosen und geheizten Stimme – der „Nummer Eins“ – auf dem verzweifelten Weg zu ihrem Chef die Frage: „Wie erfüllt man einen unbekanntem Auftrag?“. Wenn das eine Allegorie auf Stafford Beers kybernetische Experimente in Chile ist, dann gehört zu ihr auch eine Nummer Eins, die den Auftrag kennt. So waren sich die Vereinigten Staaten über ihre interventionspolitischen Ziele völlig im klaren und hatten ein ebenso großes Interesse an der Kybernetik als Macht der kleinen Eingriffe mit großen Wirkungen. Wo jedoch Behörden wie die CIA oder ARPA, SORO oder RAND wirtschaftliche und soziale Prozesse als berechenbar simulierten, ging es nicht um ein unscharfes Gemeinwohl oder eine schwer präjudizierbare „happyness“, sondern ganz konkret darum, Aufständen systematisch entgegenzuwirken oder sie gezielt zu forcieren.

Die CIA hatte es nicht einmal nötig, besonders viele Agenten nach Chile zu entsenden: Im „Project Camelot“ wertete man einfach die Arbeiten von Tausenden akademischen Sympathisanten aus, die nach Chile gereist waren, um zu helfen, ohne zu ahnen, daß ihre Beobachtungen in den geheimdienstlichen Rechnern landen würden. Auf diesen ließ man ebenfalls eine Computersimulation laufen, die den schönen Titel „Political Game“ trug und deren algorithmische Ratio lautete, daß auch ein amerikanisches Attentat auf Salvador Allende allemal bedenkenswert sei. Man mag daher im Ringen zweier Kybernetiken zugleich ein Ringen um die medientechnischen und epistemologischen Standards einer Politik erkennen, die mit „immer neuen tumultösen Situationen“ (Carl Schmitt) entfesselter gesellschaftlicher Kontingenz umzugehen vermag, einer Politik, die damit auf das Nicht-Politische schlechthin reagiert und die sich heute allerorten hinter dem berühmten Aufweis intensiver politischer Unterscheidungen verbirgt.



Raumschiff Social Enterprise: Der Opsroom, von dem aus ganz Chile gesteuert werden sollte. Später kamen dann die CIA und die Monevranten aus Chicago, die versprachen, nur einen Taschenrechner zu benötigen, um der Diktatur des General Pinochet zu wirtschaftlich einwandfreiem Lauf zu verhelfen.

Foto Archiv

Frankfurter Anthologie

Redaktion: Marcel Reich-Ranicki

Hans Arp

Schneethlehem

Das Schnee- und Hagelwitthen fällt wie Fallsucht und von Fall zu Fall. Es fällt weil es gefällig ist und jedesmal mit lautem Knall.

Es fällt in seinen Todesfall das Haar mit Fallobst dekoriert. Den Fallschirm hat es aufgepannt. Die Todesclaque applaudiert.

Sie klappen wie Altäre auf Und stecken Spunde in den Bauch Und ziehen Marmorstiefel an Und schrauben sich an einen Schlauch.

Mit Höllenmuh und Peitschenkrach Besteigen sie das Publikum Und drehn es wie ein Mühlenrad Und rauschen wie das Wasser drum.

Ludwig Harig

Höllennuh und Peitschenkrach

„Dunkel war's, der Mond schien helle/ Schnee lag auf der grünen Flur/ als ein Wagen blitzesschnelle/ langsam um die Ecke fuhr.“ Angefangen bei Kinderliedern, Abzählreimen, Namensversen, reicht eine Poesie des scheinbaren Unsinn bis zur Grundregel des philosophischen Nonsens: „Zum Reimen ist mein Lied verpflichtet, Gedanken such' bei Leibe nicht.“

Durch alle Epochen der Literaturgeschichte haben die Dichter Wörter und Wortverbindungen auf den Prüfstand gebracht, ihren Klängen und Rhythmen, ihren wohlbekanntesten Bedeutungen versteckte Geheimnisse zu entlocken – oder einfach nur mit ihnen zu spielen. Als undeutsch, artfremd und pervers verschrien, war diese sprachspielerische „Unsinnspoesie“ zu Beginn des Dritten Reichs auf die schwarze Liste geraten: Sie wurde verächtlich, verfemt, mit dem Verdikt des Absseitigen gebrandmarkt.

Erst nach 1945, im verspäteten Donner des Expressionismus, begleitet vom desillusionierenden Blitz der Poeten des Zürcher „Cabaret Voltaire“, erfuhr die Nach-

kriegsgeneration von der Existenz dieser Poesie. In Carola Giedion-Welckers „Anthologie der Absseitigen“ entdeckte ich Ende der vierziger Jahre die satirischen Gedichte von Schwitters und Ball, von Scheerbar und Arp –, und ich begriff, wie schon zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts das Instrument des Wortes neu gebraucht, die lyrische Bildersprache erweitert wurde. So besann sich Hans Arp, der elsässische Maler und Dichter, auf die suggestive Wirkung von Farbton und Wortklang und schuf aus diesen von Bedeutung unbeschwerteten Bausteinen der Kunst phantastische Gebilde außergewöhnlicher Poesie.

In Arps Wunderland aus Sprache, möbliert mit Gegenständen aus erfundenen Wortverbindungen, tummelt sich ein spielfreudiges Zirkusvolk. Wörter blitzen auf, Sätze platzen auseinander, die ganze Grammatik explodiert und gibt überraschende Möglichkeiten für neue Bedeutungsspiele frei. Plötzlich gerät man in ungewisse Wortlabyrinth, stolpert in Satzbrüche und staunt, wie märchenhaft in seinem Gedicht „Schneethlehem“ der

Schnee in Bethlehem übergeht. Erst weihnachtet es in diesem verzauberten Sprachraum, dann kommt es zu derben Turbulenzen, einem tödlichen Unfall und harten Attacken auf das Publikum.

Es ist nur eine der Möglichkeiten, die Arp selbst aus verschiedenen Fassungen zusammengestellt hat: Grotteske Einzelbilder fügen sich zu einer Geschichte, die sich als Zirkuszene deuten läßt. Der Auftritt der Seiltänzerin Schneewitthen ist ein Äquilibrieren mit dem Wort „fallen“, die Reaktion der Todesclaque, die dem Schauspiel Beifall klatscht, ein metaphorisches Verwandeln in bizarre Gegenstände und Verkleiden in ausgefallene Kostüme. Am Ende wird das verblüffte Publikum unfein angepackt und durcheinandergewirbelt.

Das Gedicht „Schneethlehem“, in verschiedenen Varianten und Strophenfolgen veröffentlicht, bezeugt mit seinen immerzu wechselnden Bildern und Tönen den nach allen Seiten der Auslegung offenen Entwurf eines Neuen. Daß Arp an diesen zwei-, höchstens viertrophigen Gedichten unauffällig gearbeitet hat, be-

weist seinen akribischen Umgang mit dem Sprachmaterial. Souverän spielt er mit den Laut- und Wortgebilden, ihrer Gewichtigkeit und Reimtauglichkeit, ihrem rhythmischen Gefälle, das sich stets im Gleichmaß der Betonung bewegt. Giedion-Welcker betont in ihrer Anthologie Arps subtile Durchdringung aller Gegensätze, sein Genie, tausenfach gehörte Redensarten zu neuem Leben zu erwecken. „Aus Unsinn wird bei ihm Ursinn“, schreibt sie, „dabei liegt alles in der Magie des simplen Wortes.“

Hans Arp: „Gesammelte Gedichte“. Band 2. Limes Verlag, Wiesbaden 1974 (vergriffen).